

KAPITEL 1

DIE EINLADUNG

Es hätte so ein schöner Tag werden können.

»Musst du mir immer alles vermiesen?« Meine Frau Stefanie schaute mich mit einem kurz vor der Explosion stehenden Blick an. Diese Mimik war ein überaus deutlicher Warnhinweis. Ich konnte zwar nicht, wie es klischeehaft regelmäßig beschrieben wurde, meiner Frau jeden Wunsch von den Augen ablesen, aber zumindest aus ihrem Blick erkennen, wenn innerfamiliäre Gefahr drohte.

Ich schaltete rhetorisch einen Gang zurück. »Wer spricht denn hier von vermiesen? Ich wollte dir nur völlig objektiv meine Bedenken schildern.«

»Und wo liegt da der Unterschied?«, brummte sie mich an. »Wir haben selten genug die Gelegenheit, ohne Kinder auszugehen.« Sie sah mich herausfordernd an und stellte mit bittersüßer Stimme die Frage der Fragen: »Oder willst du überhaupt nicht mit mir ausgehen?«

Ich wusste, dass in solch einer Situation ein einziges falsches Wort genügen würde, um den Dritten Weltkrieg auszulösen. Zwecks privater Deeskalation und Bemühungen um den Weltfrieden nahm ich sie in den Arm und lächelte sie an. Gegen mein Lächeln war sie meist wehrlos. »Natürlich freue ich mich auf den gemeinsamen Abend mit dir. Es sind nur die Begleitumstände, die mich stören.«

»Du musst nicht einmal Wein trinken«, erwiderte sie. »Wir sagen den anderen, dass du Auto fahren musst. Damit wird sich wohl jeder zufriedengeben. Du musst also keine Angst haben, dass du wieder Sodbrennen bekommst, Reiner.«

Ich erkannte das Missverständnis. Gut, dass wir darüber gesprochen hatten. »Ich meine doch gar nicht die Weinprobe an sich, Stefanie«, klärte ich sie auf. »Du weißt, dass ich seit einiger Zeit auch mal ein Gläschen Wein trinke. Seit meinen Ermittlungen in Bad Dürkheim und an der Weinstraße habe ich mich mit dem Reben-saft angefreundet. Er soll nur nicht zu viel Säure haben. Dennoch darfst du heute gerne an der Weinprobe aktiv mitmachen. Ich will doch, dass du auch mal deinen Spaß hast.«

Stefanie sah mich ratlos an. »Und wozu dann das ganze Theater? Ich dachte, du willst dich um den Abend drücken?«

»Ich doch nicht!«, wehrte ich mit beiden Händen ab, wohl wissend, auf der Verliererseite zu stehen. »Wie gesagt, es geht mir nur um die Begleitumstände.«

Meine Frau verstand immer noch nicht.

»KPD«, antwortete ich fast flüsternd.

Jetzt hatte sie verstanden und lachte laut heraus. »Du machst dir solch einen Stress wegen deines Chefs? Du siehst ihn die ganze Woche.«

»Eben drum. Da will ich ihn nicht auch noch am Samstagabend ertragen müssen. Seit Tagen erzählt er auf der Dienststelle jedem, der es nicht wissen will, dass er uns beide zu einer Weinprobe nach Landau eingeladen hat. Du kannst dir nicht vorstellen, welches Spießrutenlaufen

ich täglich im Büro durchstehen muss. An den kommenden Montag möchte ich jetzt gar nicht denken.«

KPD, wie wir den Dienststellenleiter der Kriminalinspektion Schifferstadt wegen seiner Initialen nannten, hieß in Wirklichkeit Klaus Pierre Diefenbach. Man konnte ihn mit einem einzigen Attribut beschreiben: Egozentrisch. Das klang im ersten Moment relativ harmlos, sind doch viele bekannte Politiker, Schauspieler und andere A- bis D-Promis Egozentriker. Bei KPD war es weitaus schlimmer. Sein Weltbild bestand ausschließlich aus ihm. Alles, was sich um ihn herum abspielte und nicht in seine Gedankenwelt passte, gab es für ihn nicht. Um KPD zu verstehen, muss man die Zeit 13,8 Milliarden Jahre zurückdrehen. Nach der Urknalltheorie gab es vor diesem Zeitpunkt weder Materie noch Raum oder Zeit. Alles war in einer sogenannten Singularität vereinigt. Wenn man sich meinen Chef charakteristisch als solch eine Singularität vorstellte, dann war man an der Wahrheit verdammt nah dran. Selbst Donald Trump war gegen meinen Chef ein Altruist.

»KPD wird die ganze Veranstaltung sprengen. Ich befürchte, dass der Winzer Suizid verübt, wenn ihm KPD dauernd ins Wort fällt und ihn korrigiert.«

»So schlimm wird's schon nicht werden«, wiegelte Stefanie ab. »Herr Diefenbach ist zwar ein ausgeprägter Narzisst, aber wir müssen uns ja nicht neben ihn setzen.«

Natürlich würde es so kommen, dachte ich. KPD würde mir den ganzen Abend feuchte Sprechsalven in mein Ohr spucken, alles andere wäre ein Wunder.

»Außerdem gibt es nicht nur die Weinprobe«, sprach meine Frau weiter. »Wie du weißt, sind mehrere Land-

frauen anwesend, die Einblicke in ihre Projekte über gesunde Ernährung geben.«

»Ich weiß«, sagte ich leise, fast schon verbittert. Von dieser Sache hatte ich erst nachträglich erfahren. Was das Thema Ernährung betraf, lagen Welten zwischen meiner Frau und mir. Konflikte ohne Ende. Stefanie ernährte sich als Vegetarierin gesundheitsbewusst: Rohkost, Gemüse und weitere grausame Dinge tauchten regelmäßig, das heißt täglich, in unserem Speiseplan auf. Unter der Woche konnte ich auf der Dienststelle meine Nahrungsaufnahme teilweise damit kompensieren, dass wir einen Dauerauftrag mit einem Pizzalieferanten unterhielten. An den Wochenenden und manchmal abends gelang mir gemeinsam mit den Kindern eine familiäre Futterflucht in Richtung Speyer, wo meine geliebte »Currysau« residierte. Aber auch hier hatten die letzten Wochen für einschneidende Veränderungen gesorgt: Zunächst war meine Tochter Melanie ernährungstechnisch konvertiert, seit sie in der Schule an der AG »Gesundes Kochen« teilnahm. Gemeinsam mit ihrer Mutter hatte sie einen kleinen Teil unseres Rasens herausgestochen und ein Kräuterbeet angelegt. Da sie mich und mein gesamtes Naturwissen kannten, hatten die beiden das Beet mit einer kleinen Steinmauer eingefasst, damit es beim Rasenmähen nicht unter die Räder kam. Das war nicht so weit hergeholt: Stefanie wunderte sich mehrere Jahre lang, warum der von ihr mitten im Rasen gepflanzte Bergahorn nicht richtig anwuchs. Bis sie mir eines Tages beim Rasenmähen zuschaute.

Bezüglich Nahrungsaufnahme gab es eine weitere Veränderung im Hause Palzki: Bei meinen Ermittlungen im Mannheimer Luisenpark war ich, als ich den Fernmelde-

turm treppenmäßig besteigen musste, zu der Erkenntnis gekommen, einen kleinen Teil meines Körpergewichtes zu reduzieren. Stefanie war zwar der Meinung, dass ich einen größeren Teil meines Körpergewichtes reduzieren müsste, doch das meinte sie sicher nur im Scherz. Seit diesem Zeitpunkt waren die Besuche in der »Currysau« viel seltener geworden und statt Pizza in der Mittagspause gab es dreimal wöchentlich mit trockenen Käsescheiben belegtes Vollkornbrot, das mir Stefanie morgens zubereitete.

Stefanie tätschelte mir den Bauch. »Vielleicht finden wir doch noch etwas, was dir schmeckt und wenig Kalorien hat. Warst du in der letzten Zeit auf der Waage gestanden?«

»Vor zwei oder drei Tagen«, antwortete ich annäherungsweise. Dass ich mich frustriert mehrmals am Tag wog, musste ich ihr nicht auf die Nase binden. »Fast zehn Pfund habe ich inzwischen runter. Sieht man doch, oder was meinst du?«

»Fünf Kilogramm?«, fragte Stefanie und schaute mir auf den Bauch. »Sehen tut man noch nicht so viel.«

»Zehn Pfund«, beharrte ich. »Abnehmen tut man in Pfund, nur zunehmen in Kilo. Außerdem spannt die Hose bei Weitem nicht mehr so arg wie vorher.«

»Das ist auch eine neue«, antwortete Stefanie und seufzte. »Du wirst das schon schaffen, Reiner. Ich unterstütze dich, so gut ich kann.«

Eine weitere Diskussion rund um die Teilnahme an der Weinprobe erübrigte sich, da meine Schwiegermutter eintraf, die sich für den Abend als Kinder- beziehungsweise Babysitter zur Verfügung stellte.

»Hallo, Reiner«, begrüßte sie mich und stierte sogleich auf meinen Bauch. »Du wirst immer fatter.«

Stefanies Mutter konnte ich noch nie sonderlich gut leiden, glücklicherweise wohnte sie in Frankfurt und kam nur selten zu Besuch. Nachdem ich ihr ein paar Freundlichkeiten wie »Du wirst auch immer älter« und »Trägt man das jetzt so in Frankfurt?« retourniert hatte, ging sie eingeschnappt mit Stefanie ins Nebenzimmer zu unseren inzwischen einjährigen Zwillingen Lisa und Lars, die lautstark ihren Mittagsschlaf beendeten.

Die größte Pein blieb mir erspart: Stefanie verzichtete darauf, von mir das Tragen einer Krawatte zu verlangen. Das aufgezwungene Jackett, das noch aus Hochzeitsbeständen stammte, reichte. In Landau würde ich eine Gelegenheit finden, es schnellstmöglich über die Stuhllehne zu hängen oder an der Garderobe zu vergessen.

»Hoffentlich stinkt KPD nicht so sehr wie das letzte Mal. Weißt du noch?«

Stefanie nickte. Vor einiger Zeit hatte uns mein Chef zu den Nibelungenfestspielen nach Worms eingeladen. Als er uns abholte, blieb uns im wahrsten Sinne des Wortes die Luft weg: Er musste in Parfüm gebadet haben, so entsetzlich hatte es gestunken. In seiner näheren Umgebung mussten damals sämtliche Sauerstoffmoleküle abgestorben sein. Ich wusste bis heute nicht, wie er seine Atmung aufrechterhalten konnte.

Es klingelte. Stefanie schaute ein letztes Mal an mir herunter und schien zufrieden. Ich durfte die Tür öffnen.

Da ich wusste, was mich erwartete, war der Schock nicht allzu groß. KPD stand in seiner obligatorischen

Maßuniform vor mir. Ich hatte ihn, mit einer einzigen Ausnahme kürzlich im Luisenpark, nie ohne Uniform gesehen. Von der Uniform, zumindest dem oberen Teil, sah man nicht viel. Sie war über und über mit Orden und Ansteckern zugestapelt. In der Hand hielt er einen überdimensionalen Blumenstrauß, der sicherlich ein Vermögen gekostet hatte. Die ihn umströmende Parfümwolke hielt sich in Grenzen. Doch es gab noch eine andere Auffälligkeit: KPD kam mir unnatürlich groß vor, irgendetwas stimmte nicht.

»Na, haben Sie es schon bemerkt, Palzki?«, begrüßte er mich freudestrahlend. Er zeigte in Richtung Boden. »Das habe ich meinem Ideenreichtum zu verdanken. Schuhe mit hohen Absätzen, auf diesen Trick muss man erst mal kommen.«

Ich stellte mir meinen Chef als Transvestit vor, doch das Ergebnis war einfach nur geschmacklos. »Schuhe?«, stammelte ich stattdessen.

Er nickte, dabei klimperte das Metall an seiner Brust. »Damit bin ich statt 1,82 Meter beinahe 1,90 Meter groß. Jetzt bin ich auch in dieser Hinsicht der Größte auf der Dienststelle. Mit diesen Maßen wird man von seiner Umgebung gleich ganz anders wahrgenommen. Sie wissen ja, der erste Eindruck ist entscheidend.« Er musterte mich herablassend.

Für meinen Chef war diese Aussage symptomatisch. Aussehen und optische Wirkung, dies war ihm um Äonen wichtiger als Charakter, soziales Verhalten oder gar Empathie, das es in seinem Wortschatz nicht gab. Dass der Schein speziell bei ihm trog, wussten alle, die ihn kannten. Nur KPD nicht.

»Wo ist denn Ihre Frau? Der Blumenstrauß wird langsam schwer. Fast hätte ihn meine Frau zum heutigen Hochzeitstag bekommen. Ich kann meine Frau leider nicht zur Weinprobe mitnehmen, da sie mit der Hausarbeit nicht rechtzeitig fertig geworden ist.«

Dass seine Frau unter der Fuchtel ihres Mannes stand und ein jämmerliches Schattendasein als Mauerblümchen führte, war mir bekannt. Doch dieser Machospruch toppte alles Bisherige. Ich wollte ihn fragen, ob dies ein Scherz war, obwohl er strikt humorlos durchs Leben ging. Zu der Frage kam es nicht mehr, da Stefanie hinzukam.

»Guten Abend, Herr Diefenbach«, säuselte sie. »Schick sehen Sie aus.«

KPD lächelte und zeigte seine goldenen Backenzähne. Er streckte ihr wortlos die Blumen entgegen.

»Oh, sind die für mich?«

KPD nickte nur kurz und wandte sich mir zu. »Erlauben Sie Ihrer Frau mitzufahren oder sind wir heute nur zu zweit?«

Uns fiel synchron die Kinnlade herunter. Schnell hatte ich mich wieder unter Kontrolle und konnte den ersten Eklat des Abends verhindern. »Herr Diefenbach hat nur einen seiner berühmt-berüchtigten Scherze gemacht. Selbstverständlich fährst du mit zur Weinprobe.« KPD machte zwar nie Scherze, auf der anderen Seite hatten wir schon tausendfach über ihn gelacht. Und zwar immer dann, wenn es uns selbst nicht betraf. Den Scherz, dass meine Frau sich stets bemühte und ihre Hausarbeit zu meiner Zufriedenheit erledigt hatte, verkniff ich mir besser.

Die Verabschiedung fiel kurz aus. Meine Schwiegermutter spielte mit den Kleinen, und den Schaden, den der zehnjährige Paul anrichten würde, konnte ich am Montag der Haftpflichtversicherung melden. Von der 13-jährigen Melanie war nichts zu sehen.

Stolz zeigte KPD auf seinen neuen Dienstwagen. Nach meiner Zählung der dritte in diesem Jahr.

»Dieses Übergangsmodell wurde erst vorgestern geliefert. Ich bin noch etwas unsicher beim Chauffieren, weil ich mich an die vielen Schalter und Anzeigen noch nicht so richtig gewöhnt habe.«

Ich musste grinsen. Mein Chef gab zu, dass er unsicher fuhr. Da ich seit Kurzem die bittere Wahrheit kannte, versuchte ich, unser Leben zu retten. »Sie können beim Chauffieren ruhig Ihre Brille aufsetzen, Herr Diefenbach. Sie wissen, dass ich Ihr Geheimnis kenne.«

Fragend sah er mich an. »Haben Sie das Ihrer Frau verraten?«, flüsterte er.

»Nur meiner Frau«, beruhigte ich ihn. »Sie hat volles Verständnis dafür, wenn Sie Ihre Brille aufsetzen. Sonst weiß das natürlich niemand.«

Wenn der wüsste, dachte ich. Allen auf der Dienststelle hatte ich verraten, dass KPD extrem kurzsichtig und bei Entfernungen größer als ein oder zwei Meter blind wie ein Maulwurf war. Da eine Brille für ihn als Dienststellenleiter ein absolutes No-Go war, mogelte er sich wie ein Blindfisch durchs Leben. Im Büro, wo er alles kannte, fiel dies nicht weiter auf. Aber wehe, man musste mit ihm in einem Wagen sitzen, wenn er fuhr. Solche Todestouren hatte ich schon mehrfach hinter mir und stets nur mit knapper Not lebend überstanden.

KPD fühlte sich sichtlich unwohl, als er auf dem Fahrersitz saß und umständlich seine Brille aus dem Jackett zog.

»Die steht Ihnen vorzüglich«, meinte Stefanie, sichtlich erleichtert, aus dem Fond. »Die können Sie im Büro tragen.«

»Nein, nein, nein, das geht nicht, Frau Palzki.« Er fuchtelte mit seinen Armen so arg, dass er die Sonnenblende herunterriss. »Solche Hilfsmittel sind für einen sehr guten Chef wie mich nicht opportun. In meinem Job darf ich keine Schwächen zeigen. Das würde man sofort ausnutzen und gegen mich verwenden. Die Brille setze ich nur auf, wenn ich im Urlaub bin und mich keiner kennt.«

Endlich fuhr er los. Aus einem bestimmten Grund war mir wohler, nachdem wir die erste Kurve hinter uns hatten. Frau Ackermann, unsere Nachbarin, hatte uns nicht entdeckt. Ob sie ernsthaft krank war? Tagsüber stand sie hinter dem Küchenfenster und wartete darauf, nach draußen zu rennen, sobald sich ein menschliches Wesen auf der Straße zeigte. Da sich dieses unschöne neurotische Verhaltensmuster herumgesprochen hatte, gab es kaum Passanten auf unserem Gehweg. Nur meine Frau und ich waren des Öfteren unfreiwillige Opfer. Ausschließlich ein Umzug könnte uns aus diesem Dilemma retten, leider war diese Alternative aus wirtschaftlichen Gründen nicht umsetzbar.

Frau Ackermann hatte ein Problem. Das Problem war weniger ihr tranfunzlicher Mann, der den ganzen Tag nur auf der Couch lag und dessen Toilettengänge zu Hochleistungsaktivitäten mutierten. Unsere Nachbarin war

redselig. Im radikalen Sinn. Genau genommen konnte sie nichts anderes als reden. Und zwar ununterbrochen, sicherlich sprach sie auch im Schlaf. Hinzu kam ihre ausgeprägte Redegeschwindigkeit. Mittlere bis ältere Bürger kennen die Micky-Maus-Stimmen, wenn man auf einem Plattenspieler eine Langspielplatte statt mit 33 Umdrehungen mit der Single-Geschwindigkeit von 45 Umdrehungen je Minute abspielen ließ. Wenn man jetzt seine Fantasie strapazierte und, rein theoretisch, an der Welle des Plattentellers eine Bohrmaschine befestigte und diese einschaltete, dürfte dies in etwa der Sprechgeschwindigkeit unserer Nachbarin entsprechen. Kein Mensch beziehungsweise Zuhörer hielt diese Folter länger als ein paar Sekunden aus, ohne Spätfolgen davonzutragen. Mein persönlicher Zwangsrekord lag bei über einer Minute.

Doch Fortuna war uns hold. Jetzt musste ich nur noch diese ominöse Weinprobe nebst Produktvorstellungen der Landfrauen überstehen. Dann konnte ich diesen Tag in meinem Kalender erleichtert als »überlebt« abhaken.

»Nächstes Jahr«, begann KPD, während er mehr schlecht als recht die B9 in Richtung Speyer befuhr, »also das dritte oder vierte Nachfolgemodell dieses Dienstwagens, das wird ein Autonomer.« Er schaute zu mir auf die Beifahrerseite und setzte ein Grinsen auf, das nichts Gutes versprach. »Dann brauche ich zu Beginn der Fahrt nur das Ziel einzugeben und kann mich entspannt zurücklehnen, während der Wagen alleine fährt. Selbstfahren ist sowieso unter meiner Würde. Jeder Hansel darf heutzutage ein Auto lenken, sogar Frauen. Und mittlerweile sogar in Saudi-Arabien!« KPD bemerkte nicht, wie im Fond Stefanies Gesichtszüge entglitten. »Aber

ich als sehr guter Chef bin immer die Speerspitze der technischen Innovation. Ich werde als erster Live-Tester des Autoherstellers das neue autonome Fahrsystem auf öffentlichen Straßen ausgiebig unter die Lupe nehmen.« Er seufzte. »Leider ist da nicht nur Licht, sondern auch Schatten. Sobald alle Autofahrer das neue System nutzen, gibt es keine Geschwindigkeitsübertretungen mehr. Dadurch bedingt, fallen in diesem Bereich keine Bußgelder mehr an und meine Schwarzkasse wird sich nicht mehr so schnell wie bisher füllen. Das wird aber noch ein paar Jahre dauern. Vielleicht kann ich durchsetzen, dass alle Bürger, die in Flensburg Punkte haben, das autonome System aus erzieherischen Gründen nicht nutzen dürfen.«

Hinter der Leitplanke blitzte gegenüber der ehemaligen Kurpfalzkasernen ein rotes Licht auf. KPD ging reflexartig vom Gas. »Immer diese Speyerer!«, schimpfte er. »Halten es nicht einmal für nötig, mich zu informieren, wenn sie eine Geschwindigkeitskontrolle durchführen. Denen werde ich am Montag mal kräftig die Leviten lesen. Mich so zu brüskieren, das ist unverantwortlich. Ich würde den Speyerer Beamten sogar zutrauen, an dieser Stelle absichtlich den Verkehr zu kontrollieren.« Er schielte zu mir. »Haben Sie extern etwas darüber verlauten lassen, dass wir diese Strecke fahren?«

Ich schüttelte energisch den Kopf. »Alles topsecret, wie immer, Chef.«

Beruhigt lehnte er sich zurück, drückte aber parallel wieder auf das Gaspedal. »Diese Geschwindigkeitsbegrenzung auf der Speyerer Umgehungsstraße ist eine reine Schikane«, schimpfte er. »Das nächste Mal neh-

men wir einen Streifenwagen.« Der Rest der Fahrt verlief einigermaßen routinemäßig. Der einzige Aufreger war die äußerst schmale Landstraße zum Landauer Vorort Mörzheim, die man eher als Schotterpiste bezeichnen konnte. So wie es aussah, wurde das Sträßchen seit mehreren Jahrzehnten in jedem Frühjahr mit ein paar Fuhren Asphalt notdürftig ausgebessert. Die zudem kurvenreiche und schlecht einsehbare Strecke machte die Anfahrt nach Mörzheim zu einem Trainingslager für Kamikaze-Autofahrer. Details würde man am Montag in den diversen Polizeiberichten der Region nachlesen können.